

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 6

Artikel: Reichsdeutsch und Muttersprache
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Reichsdeutsch und Muttersprache

Illustration von H. Tomamichel

Unsere Muttersprache ist Schweizerdeutsch. Der «Schweizer Spiegel» ist immer dafür eingetreten und wird immer wieder dafür eintreten, dass dieser unserer Muttersprache mehr Achtung und Schutz gebührt, als ihr gewöhnlich entgegengebracht wird. Gerade heute sollten wir alles tun, um diesen Damm gegen geistige Ueberfremdung intakt zu halten. Wie sich im praktischen Leben das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Reichsdeutschen gestalten soll, darüber können die Ansichten in guten Treuen auseinandergehen. Aus diesem Grunde lassen wir hier drei verschiedene Meinungen zum Worte kommen.

I.

Mit grossem Genuss habe ich Einleitung und Voten zu Ihrem Thema: Warum nicht Schweizerdeutsch? gelesen. Ich gehe mit Ihren Einsendern einig:

Bild links. Otto Meyer-Amden, Der Gärtner (Besitzer: Hermann Huber, Sihlbrugg)

lieber, wenn wir untereinander sind, gutes Schweizerdeutsch als mangelhaftes Hochdeutsch. Ebenso richtig ist die Feststellung, dass es eben auch mit dem Schweizerdeutsch so mancher Fest- und anderer Redner hapert. Unzweifelhaft fühlen sich unsere welschen Brüder zu unsern schweizerdeutschen Mundarten hingezogen, auch wenn sie sie nicht verstehen, da sie geneigt sind, in unsern Dialekten einen Wall gegen die «*pénétration pacifique*» von jenseits des Rheins zu erblicken, somit eine moralische Garantie, die sie begrüßen und unterstützen. Ihre Sorge, wir könnten uns von Deutschland imponieren lassen, dürfte gerade in unsern Tagen jeder Begründung entbehren!

Ja, wir Schweizer führen einen zähen und oft hoffnungslosen Kampf um unser Deutsch. Von unserm 6. Lebensjahr bis zum Tode! Nur diejenigen verspüren ihn nicht, welche die Waffen längst gestreckt haben und unbekümmert in ihrem eidgenössischen Hochdeutsch herumplätschern. Sie, die nie nach Norddeutschland kommen oder mit Norddeutschen verkehren, werden nie inne, dass ihr Deutsch weder Deutsch noch Dialekt ist, im Ausland nur Spott und Hohn auslöst und im besten Falle so etwas wie ein schweizerisches Esperanto ist, eine Kunstsprache, bestimmt zum ausschliesslichen Gebrauch für Schweizer Parlamente und Festversammlungen. Da wir wohl nie den Weg Hollands beschreiten werden, aus unsern Dialekten eine Landessprache zu machen, so sind wir wohl oder übel gezwungen, diesen Kampf unentwegt weiter zu führen. Über das «*Wie?*» gehen die Meinungen auseinander. Unlängst schrieb der Rektor der Kantonalen Handelsschule in Zürich im Organ der ehemaligen Handelsschüler, die Klagen aus der Kaufmannschaft über mangelhaftes Deutsch der praktisch tätigen Handelsschüler mehrten sich derart, dass Massnahmen zur Verbesserung des gesprochenen und geschriebenen Wortes notwendig geworden wären. Also: ver-

mehrter Unterricht in deutscher Korrespondenz, Vortragsübungen, Pflege des Deutschen auch ausserhalb der Deutschstunden usw. Ich wagte eine Einsendung, in welcher ich darauf hinwies, dass vor allem Selbsterkenntnis not tue. Die Lehrer sprächen eben selbst ein mit-leiderregendes Deutsch. Man solle künftigen Deutschlehrern mindestens ein halbes Jahr Studienaufenthalt in Norddeutschland zur Pflicht machen, wie man seit vielen Jahren von jedem Sekundar-lehrer, der im Kanton Zürich englisch oder französisch unterrichten will, fordert, dass er sechs Monate oder mehr im englischen oder französischen Sprachgebiet zugebracht habe. Noch besser wäre natürlich das Heranziehen schweizerischer, in Deutschland aufgewachsener Lehrer oder der Austausch von Lehrern auf der Mittelschulstufe, wie es auf der Hochschulstufe schon längst Brauch sei. Mein gut gemeinter Vorschlag, in welchem ich die politischen und psychologischen Schwierigkeiten der praktischen Durchführbarkeit meiner Anregung durchaus anerkannte, trug mir eine Antwort ein, welche mir die Lust vertrieb, den Lehrern den Span im eigenen Auge zu zeigen und nicht nur den Balken im Auge des Schülers (oder sollten im vorliegenden Falle die Rollen gar vertauscht sein?). Nicht genug, dass unsere Lehrer aller Stufen oft ein erbärmliches Deutsch reden, nein, sie unterstützen geradezu die Verwendung schweizerdeutscher Wörter und Satzstellungen. Ferner wird jede Möglichkeit, ausserhalb des eigentlichen Unterrichtes Dialekt zu reden, wahrgenommen (Pause, Schulreisebesprechungen, Selbstverwaltung usw.). Just hierin läge aber für die Mehrzahl unserer Schüler die einzige Möglichkeit, das Deutsch der täglichen Umgangssprache zu hören, zu verstehen und nötigenfalls anzuwenden. Ich kannte in Zürich eine Privatschule, welche ihre Lehrer verpflichtete, innerhalb der Schule nur deutsch zu reden. Die Schüler zogen reichen Gewinn aus dieser An-

ordnung, ohne sie je als drückend zu empfinden oder sich in ihrem Schweizertum getroffen zu fühlen. Mit unendlicher Liebe werden Gallizismen gelehrt, gebräuchliche Slangausdrücke, amerikanische Ausdrücke im Englischunterricht aufgezeigt usw., aber nie bekommt der Schüler die entsprechenden Hinweise auf die lebendige Sprache jenseits des Rheins zu hören. Wie himmelweit verschieden sogar ein korrektes Schweizerhochdeutsch von der norddeutschen Umgangssprache geworden ist, wird jedem klar, der mit Norddeutschen zu tun hat oder einmal einen Sprung in deren Heimat macht. Ich habe kürzlich der Unterhaltung einer gebildeten Basler Dame und ihrer beiden erwachsenen Kinder mit Kellnern, Portiers usw. in einem norddeutschen Hotel zugehört. Nicht der kleinste Satz war einwandfrei und hätte man ihn in formaler Hinsicht verbessert, so hätte er gleichwohl nicht annähernd dem deutschen Sprachgebrauch entsprochen. Die Dame mochte erraten haben, was in mir vorging und klagte mir, nicht nur werde sie sich jeden Tag aufs neue bewusst, dass sie überhaupt kein Deutsch könne, nein, sie verzweifelte beinahe, denn sie verstehe es überhaupt nur mit Mühe! Wenn Schweizer beispielsweise deutsche Speisekarten zu Gesicht bekommen, so wollen sie sich ausschütten vor Lachen über Ausdrücke, wie Kieler Sprotten, Hamburger Gänseklein, Bratkartoffeln, gedünstete Äpfel, rote Grütze, u. a. m. Wenn es in unsern Menüs aber wimmelt von Rösti, Schwämmli, Ohrli, Schnörkli und Füssli, Böhnli, Erbsli und Opfelchüechli, so finden sie das ganz in Ordnung. Aufgeweckte Französisch- und Englischlehrer haben uns sehr frühzeitig gelehrt, wie wir uns mit einem englischen Dienstmann, einem französischen Hotel-Zimmermädchen zu unterhalten haben, sie haben es vermutlich während ihrer Studienaufenthalte im Lande gelernt. Doch nichts von alledem im Deutschunterricht. Mein letzter Kantonschulprofessor lehrte uns, dass «träf

und «urchig» und «heimelig» bodenständig wäre und ruhig in Aufsätzen verwendet werden dürfe. Kein Wunder, wenn der Zürcher später ausgelacht wird, wenn er «Schuhbündel» und «Krägen» kaufen will und «Münz» haben möchte, und der Berner Staunen erregt, wenn er klagt, «es gehe ein furchtbarer Luft!» Der Schweizer Assistent eines deutschen Chirurgen assistierte bei einer Operation. «Heben Sie das Bein!» befahl der Professor. Unser Landsmann tat, wie ihm geheissen, das heisst, er griff kräftig nach dem einen Bein des Patienten und hielt es fest. «Nun, so heben Sie es doch!» erzürnte sich sein Chef. Bünzli verstärkte Griff und Druck. «Zum Donnerwetter, Sie sollen das Bein hochheben, verstehen Sie denn kein Deutsch?» fauchte der Gestrenge. «Aha, asä», dachte unser Freund und begriff endlich, was man von ihm wollte.

Dass unter Umständen auch der Professor ein Sprachschuster sein kann, bewies in Zürich ein verstorbener Ordinarius der Mathematik, der jede Vorlesung mit den Worten zu beschliessen pflegte: «Hier wollen wir für heute hören.»

Ich schweife ab, denn ich wollte ja nicht sprachliches Ungenügen rügen, sondern darauf hinweisen, dass auch korrektes Deutsch, wie es hier gesprochen und geschrieben wird, sehr stark vom geschriebenen und gesprochenen Wort in Deutschland abweicht. Vergleiche ich Erlasse und irgendwelche Kundgebungen, so denke ich zuweilen, dass die Abschnürung der Schweiz von der sprachlichen Weiterentwicklung Deutschlands mit dem Ausbruch des Krieges begonnen haben dürfte. Die Neubildungen, Verdeutschungen, auch wenn sie gut waren, wurden seither nicht mehr in der Schweiz aufgenommen. Früher, so scheint mir, folgte die Schweiz, wenn auch mit einem gewissen zeitlichen Abstand und mit Ausnahmen nach. Wenn wir heute dagegen deutsche Regierungserlasse oder gute Geschäfts-

korrespondenz lesen, so fragt man sich oft, was eigentlich verlangt und gemeint sei. Beispiel: anheim geben und unterstellen?

So wie in Deutschland und Österreich die Kanzleisprache oder der Kurialstil den Sprachgebrauch des ganzen Landes beeinflusst, so auch bei uns. Leider geben die SBB da ein ganz schlechtes Beispiel. Jeder, der sich dafür interessiert, ergötze sich einmal an irgendwelchen Reglementen, Kreisschreiben usw. Ich entsinne mich im Augenblick nur **einer** Ungeheuerlichkeit: der Auf- und Ablad!! Nicht nur vor dem Überschreiten der Geleise, sondern auch vor Nachahmung dieser Neuschöpfung wird gewarnt!

Und die Moral von der Geschicht'?

1. Wenn wir schon deutsch reden oder schreiben, dann möglichst richtig! Verzichten wir im Verkehr mit Ausländern auf falsch verstandene Knorrigkeit und Erdgeruch.

2. Verlangen wir von unsern Lehrern ein einwandfreies Deutsch, von Deutschlehrern und vielleicht auch von Geschichtslehrern einen mindestens halbjährigen Studienaufenthalt in Norddeutschland. Mehr, d. h. Berufung einzelner reichsdeutscher Lehrer, mit oder ohne Austausch, ist bei den herrschenden politischen Verhältnissen praktisch ausgeschlossen und muss auf später verschoben werden.

Dr. H. Haegler,
Direktor des Orell Füssli-Verlages.

II.

Wir Deutschschweizer besitzen unsere deutsche Muttersprache bekanntlich in zwei Formen: als Mundart und als Schriftsprache. Das ist in allen Kulturländern mehr oder weniger so, aber meistens weniger. Erstens unterscheidet sich unsere Mundart verhältnismässig stark von unserer Schriftsprache, und zweitens lebt sie bei uns im ganzen Volk und nicht nur, wie in den meisten andern Kulturländern, besonders in Deutschland und Frankreich, in den untern und allenfalls noch mittlern Schichten. Bei uns sprechen auch der Hochschullehrer und der Bundespräsident von Haus aus und zu Hause Mundart, während in Deutschland einer- und in unserm Welschland andererseits die geistig führenden Schichten nicht mehr eigentliche Mundart, sondern höchstens eine mehr oder minder mundartlich gefärbte Schriftsprache sprechen. Diese unsere deutsche Doppelsprachigkeit hat natürlich ihre Nachteile: wir müssen unser Schriftdeutsch ziemlich mühsam erlernen, und das kostet Zeit und Geld und Nerven von Schülern und Lehrern. Aber der Zustand entspricht, so unbequem er ist, unserer Stellung in der Welt: wir sind im Herzen Europas ein kleines Volk, wir

brauchen den Anschluss an eine Weltsprache, doch ein Stück sprachlichen Eigentums wollen wir uns bewahren, eben unser Schweizerdeutsch. Von den Weltsprachen aber liegt uns das Schriftdeutsch weitaus näher als irgendeine andere: Milch und Brot und Wasser und Luft und tausend andere Dinge heissen schweizerdeutsch und schriftdeutsch ungefähr gleich, aber ganz anders als du lait und du pain und de l'eau und de l'air.

Wir werden nun doch wohl am besten tun, diese zwei Sprachformen möglichst sauber auseinander zu halten. Also wollen wir, wenn wir schweizerdeutsch sprechen, möglichst urchiges Schweizerdeutsch sprechen. Das Fluchen gehört nicht unbedingt dazu, aber wenn ein Redner z. B. verkündet: « Presidänt dises Usschusses ischt der Sprächende gsi » oder vom « Bau dises Schuelhuuses » spricht, so ist das halt eben kein urchiges Schweizerdeutsch, sondern nur ins Schweizerdeutsche übersetztes Schriftdeutsch. Wenn wir dann andererseits schriftdeutsch sprechen, hat das nur dann einen Sinn, wenn es möglichst sauberes Schriftdeutsch ist, die allen den über 80 Millionen deutsch sprechenden Er-

denbürgern gemeinsame, gemeinverständliche hochdeutsche Schriftsprache; sonst bleiben wir besser bei der Mundart. Landschaftliche Färbungen der Aussprache und andere Anzeichen unserer Herkunft werden bei allem Bemühen immer noch bleiben; das schadet auch nichts, nur wollen wir damit nicht gerade prahlen, sondern uns anzupassen suchen, wie wir es tun, wenn wir französisch oder englisch reden.

Diese Anpassung ist gewiss nicht immer leicht. Von den vielen Schwierigkeiten will ich hier nur eine herausgreifen, und zwar eine, wo uns nicht etwa unsere Mundart in die Quere kommt, im Gegenteil, sondern neben hartnäckiger Geistessträgheit ein politischer Übereifer: unsere Vorliebe für Fremdwörter. Diese verunreinigen ja nicht nur unser Schriftdeutsch, sondern auch unser Schweizerdeutsch. In echtem Schweizerdeutsch gibt es z. B. (ausser in einigen wenigen, ganz abgelegenen Mundarten) keine Nasenlaute wie im Französischen. Die alten Schweizer haben solche Wörter, wenn sie sie übernahmen, entweder harmlos deutsch den Buchstaben nach ausgesprochen, wie wir es alle tun in «Kanton», oder dann den Nasenlaut durch «ng» wiedergegeben: Schang, Wolang. Nach der Schulstatistik besuchen nicht die Hälfte der Deutschschweizer eine Sekundar- oder andere Schule, wo man solche Laute ordentlich sprechen² lernt, und deshalb macht ein Wort wie «Perron», das doch auch in mundartlicher Rede häufig vorkommt, vielen grosse Mühe. Die Gebildeteren sprechen es mehr oder minder richtig mit Nasenlaut, nur widerspricht dieser dem Klange des Schweizerdeutschen, und die andern behelfen sich mit «Perrohn» (ohne Nasenlaut), Perro oder Perrong. Und dieses Wort nun hat man schon beinahe zum schweizerischen Nationalheiligtum, wenigstens zum Kennzeichen echt vaterländischer Gesinnung gemacht im Gegensatz zu «Bahnsteig», das nur etwas verdächtige Schweizer brauchen könnten. Im Aprilheft des

«Schweizer-Spiegel» hat es auch Herr A. F. in feurigen Worten verteidigt («Geistige Unabhängigkeit»). Aber wem ist denn mit diesem Wort, das nicht die Hälfte der Deutschschweizer richtig aussprechen kann und daher die meisten auf drei verschiedene «falsche» Arten sprechen, eigentlich gedient? Wer hat etwas davon? Etwa unsere Welschen und die vielen ausländischen Reisenden? Aber die sagen ja gar nicht so! In Genf und Paris heisst das Ding «Quai», und auf den Bahnhöfen von Biel und Solothurn stehen Wegweiser, wo es heisst: «Zugang zu den Perrons», und für solche, die französisch können: «Accès aux quais!» Nichts als Spott und Hohn ernten wir von unsern welschen Brüdern für dieses «français fédéral». Weitaus die meisten ausländischen Reisenden aber sind laut Verkehrsstatistik Reichsdeutsche und Österreicher, denen mit diesem falschen Französisch auch nicht gedient ist. Und wenn nun einmal die über 80 Millionen Deutschsprechenden das Ding Bahnsteig nennen, was kann man dagegen noch Vernünftiges sagen? Ist der Perron wirklich, wie A. F. meint, «ein Stück unserer Eigenart»? und muss uns der Bahnsteig so «wesensfremd» bleiben? Gewiss haben ihn Tell und Winkelried noch nicht gekannt, aber den Perron noch viel weniger, und «Bahn» und «Steig» haben sie (laut Idiotikon) sicher schon verstanden. Das Wort grundsätzlich ablehnen kann man nur aus unheilbarer Geistessträgheit oder dann aus Deutschenhass, der aber noch durchaus kein Beweis ist für schweizerische Vaterlandsliebe. Herrn A. F. will ich zubilligen, dass er es aus vaterländischem Eifer tut, aber aus Übereifer. Gewiss gibt es Verdeutschungen, die uns aus politischen Gründen unangenehm klingen müssten. «Schutzmann» wäre an sich ein ganz brauchbares Wort für unsern «Polizisten», aber wir fühlen uns dabei leicht an den preussischen Polizeistaat erinnert, und dabei ist uns unbehaglich, es hat auch meines Wissens in der Schweiz

auch noch keine Behörde das Wort einführen wollen. «Bahnsteig» aber ist politisch doch gewiss ein harmloses Wort.

Und so ist es in hundert andern Fällen. Warum sollen wir Deutschschweizer, wenn wir einmal schriftdeutsch reden oder schreiben, dann doch nicht das gemeinverständliche Weltdeutsch brauchen, sondern immer wieder unser Schweizertum betonen, für dessen sprachlichen Ausdruck wir doch unsere Mundart haben? Nach Gemeinverständlichkeit sollten wir aber nicht nur des Weltverkehrs wegen streben, sondern auch aus innerpolitischen Gründen: Es ist einfach undemokratisch, also unschweizerisch, ohne Not Wörter zu gebrauchen, die das Volk nicht so gut versteht oder nicht so gut sprechen oder schreiben kann wie ein deutsches. Neben der richtigen sind in der deutschen Schweiz schon 16 falsche Schreibungen von «Refusé» beobachtet worden, ist es da nicht eine Wohltat, wenn unsere Post sagt «Annahme verweigert»? Wem das zu lang ist, kann auch ruhig schreiben «zurück». Wie leicht man mit Fremdwörtern hineinfallen kann, beweist A. F. selber wunderschön, wenn er als Waffe für unsere geistige Unabhängigkeit «das spezifisch schweizerische Ressentiment» nennt und dieses Fremdwort, dessen Verständnis er seinen Lesern offenbar nicht zutraut, erklärt als «jene Zurückhaltung, die den ausländischen Beeinflussungsversuchen keine Beachtung schenkt und die für unsere Nachbarn geradezu ein Ärgernis ist». Aber «Ressentiment» bedeutet weder im Französischen noch im Deutschen diese Zurückhaltung, sondern wird immer verwendet für «Nachgefühl, besonders des Schmerzes, Groll, Rachegefühl» (Sachsvillatte). A. F. hat das Wort offenbar bei Keyserling gefunden, der damit einen Wesenszug des Schweizers zu bezeichnen glaubt, hätte sich der gräfliche Schwätzer deutsch ausgedrückt, so hätte ihn A. F. nicht falsch verstanden und seine falsche Auffassung auch nicht weiter verbreitet, sich auch bei denen, die es richtig ver-

stehen, nicht lächerlich gemacht. Es ist aber nicht einmal das einzige Beispiel eines falsch verwendeten Fremdwortes in seinem Aufsatz.

Gewiss bedeutet die Sprache viel für das Geistesleben eines Volkes, überschätzen aber darf man ihre Bedeutung auch nicht. Hitler und Einstein sprechen ziemlich dasselbe Deutsch und sagen sicher beide «Bahnsteig», ohne sich deshalb geistig einander zu unterwerfen. Oder ist etwa unsere geistige Unabhängigkeit in Gefahr, wenn wir statt «Prosit» sagen «Zum Wohlsy» oder «Gsundheit»? Im Gegenteil, dieses «Prosit» kommt wie die weitaus meisten Fremdwörter ja gerade aus Deutschland! Oder ist das Vaterland gefährdet, wenn es auf einigen Zürcher Bahnhöfen heisst «Wirtschaft» und «Abtritt», statt «Buffet» und «Toilette»?

Über die Nützlichkeit oder Wünschbarkeit einer Verdeutschung kann man ja manchmal in guten Treuen verschiedener Ansicht sein, und Missgriffe kommen gewiss manchmal vor – wo kommen solche nicht vor? Auch war es sicher nicht nötig, das gut altschweizerische Wort «Weibel», das ja auch einen politischen Klang hat, durch «Amtsdiener» zu ersetzen, da hat A. F. durchaus recht. Die Sprachreinigung aber für die Schweiz grundsätzlich abzulehnen, wie er es tut, und hinter jeder Verdeutschung einen politischen Floh husten hören, geht denn doch zu weit. Unsere Unabhängigkeit schützen wir jedenfalls nicht mit ein paar Dutzend überflüssigen Fremdwörtern, und wenn die «alldeutschen Imperialisten» unser Land wirklich erobern wollten, liessen sie sich schwerlich durch den Hinweis auf unsern «Perron» und andere Fremdwörter heimschicken, sondern würden eher noch sagen: «Sogar euer „Schweizer-Spiegel“ erscheint ja in unserer Sprache, ihr sprecht ja wie wir, wir wollen bloss dafür sorgen, dass ihr unsere Sprache nicht länger verunreinigen könnt!»

Natürlich war das ein Narr, der in einem deutschen Radiospiel sagte: «Wir

können die Franzosen nur schlagen, wenn wir ihre Worte aus der Sprache schmeissen», aber brauchen wir denn über jeden Maulhelden zu erschrecken? Ubrigens hat schon Spitteler, der der geistigen Unabhängigkeit der Schweiz durch seine Rede über unsern Schweizerstandpunkt zum Weltkrieg von uns allen das grösste Opfer gebracht, einmal geschrieben, jedes französische Wort müsse «ohne Gnade und Barmherzigkeit aus der deutschen Sprache entfernt werden». Dabei hatte er natürlich keine politischen Absichten; es handelte sich für ihn um eine Geschmacksfrage. Die Sprachreinigungsbewegung hat er

«im grossen und ganzen gut und vernünftig» geheissen, «denn ein Besen tut weiss Gott not». «Draussen» mögen sie gegenwärtig die Sprachreinigung auch aus rassistischen und völkischen und andern Gründen betreiben, das geht uns nichts an, wir haben eigene Gründe genug. Man braucht Fragen des Geschmacks und der Verständlichkeit nicht zu verpolitisieren; es gibt auch einen Überpatriotismus, selbst bei uns. Vernünftiges lässt sich doch nicht einwenden gegen den Grundsatz: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!

August Steiger.

III. Replik.

Schweizer Jugend steht im Kampf um ihre geistige Nation! Von allen Gleichschaltungstendenzen findet die sprachliche Gleichschaltung in unserm Volke den geringsten Widerstand. Hier muss mit aller Entschiedenheit die Abwehr einsetzen, denn auch unsere Sprache gehört zu unserm Schweizertum! Das grenzt an «Sprachenkampf», wenn eine eidgenössische Verwaltung einem städtischen Bureau einen Vertrag retourniert mit dem Verlangen, das Wort «Peron» durch den «Bahnsteig» zu ersetzen! Toleranz, Dummheit und Minderwertigkeitsgefühl finden diese militante deutsche Sprachpropaganda «ganz in Ordnung». Es gebührt daher dem «Schweizer-Spiegel» Dank, dass er der jungen Bewegung für sprachlichen Heimatschutz Gelegenheit gibt, in die Diskussion über die schweizerische Sprachpflege einzugreifen.

Der Inhalt vorstehender zwei Einsendungen, auf die ich im folgenden Bezug nehmen möchte, bedingt es, dass sich dieses Mal die Auseinandersetzung um die Frage der Verdeutschung der «Fremdwörter», um die sogenannte «Sprachreinigung» bewegt.

Obwohl Herr Dr. Haegler nicht direkt auf mich Bezug nimmt, erlaube ich mir doch, auf seine wohlgemeinten Rat-

schläge zu antworten. Es wird ja gewiss niemand geben, der nicht mit seiner Forderung nach einem korrekten Schriftdeutsch grundsätzlich einverstanden wäre. Sie ist mehr als notwendig. Aber muss es denn gerade Norddeutschland sein, wo wir uns in der deutschen Sprache – die eine verwegene Propaganda als unsere «Muttersprache» bezeichnet! – ausbilden sollten, weil wir sie eben nicht von unserer Mutter lernen können? Ich möchte nur daran erinnern, dass die Niederdeutschen die oberdeutsche Schriftsprache ja auch erst auf ihre norddeutsche Eigenart haben aufbauen müssen. Wie würde sich ein Süddeutscher entrüsten, wenn man ihm zumuten sollte, sein «gutes» Deutsch bei den Preussen zu holen, seinen «Samstag» dem nordischen «Sonabend» zu opfern! Uns Schweizern kommt erst recht das nordische Deutsch kalt und wesensfremd vor. Noch aus einem andern Grunde kann ich Herrn Dr. Haegler nicht zustimmen. Auch die Norddeutschen haben ihre typische Eigenart in der Sprache, auch sie sind nicht frei von üblen Sprachgewohnheiten. Der Wall der Süddeutschen hat uns bis heute vor ihrer Ansteckung geschützt. Andererseits fühlen wir alle mehr oder weniger bewusst den zersetzenden Einfluss der Schriftsprache

auf unser Schweizerdeutsch. Unsere Volkssprache, die wie ein heimatliches und noch mehr ein nationales Band um uns alemannische Schweizer gelegt ist, nennen wir Dialekt oder Mundart, wie es die Freunde der geistigen Gleichschaltung haben wollen. Aber sie ist mehr, sie zeichnet sich damit vor allen Stammessprachen im deutschen Sprachgebiet aus, sie gehört uns. Miteidgenossen, sie ist unser alleiniges Eigentum! Gebe man unserm Volke erst einmal das Bewusstsein, dass seine Sprache, gesprochen oder geschrieben, sein ureigenstes Eigentum ist, dass nicht ein uns wesensfremd gewordenes Ausland Herrscherrecht und Befehlsgewalt über sie besitzt, dann wird die Freude am Besitz die Freude an der Sache, in diesem Fall an der Sprache und ihrer Kulturwerte wecken.

Im Verfasser des vorangehenden Artikels wird der Leser ohne Mühe den kampfgeübten Verfechter einer bestimmten Sache erkennen können, und tatsächlich steckt hinter dem gutklingenden bürgerlichen Namen ein sehr aktives Mitglied des deutschschweizerischen Sprachvereins. Warum Herr Professor Steiger dies verschwiegen hat, entzieht sich meiner Kenntnis, ich glaube aber annehmen zu dürfen, dass er nicht gern die organisierte deutsche Sprachpropaganda hat ins Treffen schicken wollen. Ich bitte ihn aber um Entschuldigung, dass ich dennoch die gute Gelegenheit benütze, Herrn Professor Steiger als Vertreter des genannten Vereins zu betrachten und mich letzterem gegenüberzustellen.

Es ist wunderbar harmlos, was da in diesem Beitrag «zur Fremdwörterfrage» geschrieben steht. Gewiss, man nimmt Distanz von dem «rassischen und völkischen» Sprachreinigungseifer der Deutschen und schickt Gründe des «Geschmacks und der Verständlichkeit» voraus, um die «schweizerische» Sprachputzete zu rechtfertigen. Vor Tische las man's aber anders. In der Zeitschrift des deutschen Sprachvereins «Muttersprache»

hat 1929 eine interessante Diskussion über die «schweizerische Fremdwörtersucht» stattgefunden, die eingeleitet worden war mit einem Artikel «Allzu Närrisches in der Schweiz». Letzterer ist bereits in meinen Auslassungen «Geistige Unabhängigkeit» («Schweizer-Spiegel» Nr. 7, 1933) erwähnt. Der hämische Angriff auf unser «Perron», «Billet» usw. findet nun in Nr. 11 vom «Nebelmond»,¹ d. h. vom November 1929 eine aufschlussreiche Interpretation, wie der Alldeutsche Sprachverein die «Sprachreinigung in der Schweiz» versteht. Es sei folgendes aus diesem Artikel, den der Herausgeber der «Muttersprache», Dr. O. Streicher, selbst geschrieben hat, wiedergegeben: «Die Mitteilung „Närrisches aus der Schweiz“ ist ein abermaliger Beweis dafür, wie eine sprachliche Nachlässigkeit sogar das Deutschum als solches zu schädigen vermag.» (Nach der Wiedergabe eines Artikels aus der Feder eines italienischen Journalisten heisst es :) «Scherzhaft wird man es finden, dass der italienische Zeitungsmann sichtlich über denselben «französischen» Perron lächelt, den die «Thurgauer Zeitung» zweimal so liebevoll in Schutz genommen hat. Aber wichtig und bedeutsam ist es, dass er ganz unbefangen die Schweiz und das Reich (nicht Deutschland!) einander gegenüberstellt, und dass er von den Völkern der Schweiz, nicht von einem Schweizervolk spricht... Aber wenn der Schweizer seine dreisprachige Eidgenossenschaft als Volk bezeichnet, stellt er sich ausserhalb des allgemeinen Sprachgebrauchs... (Seit 1871) ... verlernte auch der Deutschschweizer, seine Heimat zu Deutschland zu rechnen... Der unselige Ausgang des Krieges hat darin endlich

¹ Der Schweizer Leser darf sich darauf gefasst machen, dass man ihm auch eines schönen Tages dieses rassisch-nordische Wort als «vorbildliches Deutsch» serviert und dafür unseren alten «November» als «Fremdwort» in Grund und Boden verdammt, obwohl man es in der ganzen Schweiz über alle Sprachen hinweg versteht.

Wandel geschafft. Denn mehr und mehr erwächst ein einheitliches Volksgefühl und Volksbewusstsein aller Deutschen auf der Erde, und seitdem gewinnt Deutschland immer entschiedener wieder die Bedeutung des deutschen Volksgebietes, d. h. des geschlossenen deutschen Sprachgebietes. Deutschland ist das Heimatgebiet der die Mundarten überwölbenden deutschen Hochsprache, und diese ist das ausschlaggebende Kennzeichen der volklichen Zugehörigkeit.» Die Zitate beweisen genug, dass der ganze Sprachreinigungsrummel ja nur das Mittel zum Zweck ist, das Deutschtum der «heimatlosen» Schweizer zum Nachweis der «volklichen Zugehörigkeit» gleichzuschalten. Der Deutschschweizerische Sprachverein ist als schweizerische Filiale des Alldeutschen Sprachvereins ausgewiesen. Wir haben Grund anzunehmen, dass er mit dem Geständnis Dr. O. Streichers einverstanden ist. Hat doch sein gegenwärtiger Obmann z. B. 1923 geschrieben: «Der Tag wird kommen, wo der Alemannenstamm sich seiner Deutschheit froh bewusst wird!» Wie sollte man da ein schweizerisches Nationalgefühl erwarten? Herr Prof. Steiger bekämpft es als patriotischen «Uebeeifer», wo es ihm hindernd in die Quere kommt. Das schert uns nicht! Aber wir sind erbittert darüber, dass ein sich schweizerisch nennender Sprachverein, der sich zum Hüter unseres sprachlichen Volkstums aufwirft, seinem deutschen Herrn und Meister folgsam Rechenschaft ablegt, er habe jegliche französische Aufschriften im Ausstellungsrayon der Basler Wasserkraftausstellung 1926 verhindern können. Das ist kein Schweizerium mehr, das ist deutscher «Uebeeifer»!

So wird der ganze Kampf des Deutschen Sprachvereins gegen das «Fremdwort» in der alemannischen Schweiz zu einem Kampfe deutscher Interessen gegen unser wachsendes Nationalbewusstsein. Es wird uns von Deutschland her

befohlen, was wir als «Fremdwort» anzusehen haben. Man will uns in die geistig-sprachliche Isolierung, in die sich Deutschland freiwillig und mit nationalem Bewusstsein vor der Welt zurückzieht, mit hineinzerren. Die «National-Zeitung» hat in Nr. 500, 1933, darüber trefflich geschrieben:

«...Die moderne Technik hat nicht nur die Welt enger verbunden, sie hat im Zeichen dieser Verbundenheit auch Weltausdrücke neu geschaffen. Telephon, Telegraph sind beispielsweise Gemeinschaftsbezeichnungen in verschiedenen Sprachen. Dem deutschen Chauvinismus war es in den schwärzesten Kriegstagen vorbehalten, Fernschreiber und Fernsprecher und Funk zum Zeichen auch der kulturellen Trennung von den verhassten Feinden an ihre Stelle zu setzen. Auch der «Perron» gehört zu den Fachausdrücken, die gleichermassen in der alemannischen Schweiz, in Holland, Skandinavien, Polen usw. Bürgerrecht haben. Weil kein Mensch den protzigen «Bahnsteig» kennt, wird der Schweizer mit behördlicher Gewalt im ganzen Kreis III der Bundesbahnen auf Bahnsteige gestellt...»

Jawohl, der «Perron» ist fast so etwas wie ein «Nationalheiligtum», weil dieses Wort, wie auch Billet, Kondukteur usw. unserem schweizerischen Sprachgebrauch ein offizielles Gepräge geben. Ihr langsames Abwürgen und ihr Ersatz durch die amtlichen deutschen Ausdrücke Bahnsteig, Fahrkarten, Schaffner, wie auch Kraftwagen usw. aber lässt uns nur zu deutlich das Vordringen der alldeutschen Sprachpropaganda bei uns fühlen. Wer die Arbeit des Sprachvereins aufmerksam verfolgt, erkennt bald, dass er einer offenen Kampfweise aus dem Wege geht. Wie er mit schulmeisterlicher Spitzfindigkeit flugs nach dem Wörterbuch rennt, um dem Gegner falsche Deutungen von «Fremdwörtern» nachzuweisen, wie er mit starrer Gelehrtenpedanterie eine Wandlungsmöglichkeit des Wortsinnes natürlich abstreitet, ist typisch für ihn. Möge doch

der Deutschschweizerische Sprachverein z. B. einmal auch die heutige Wandlung des Wortes « Nation » im deutschen und schweizerischen Sinn eindeutig klarlegen ! Er tut es aber wahrscheinlich nicht, sondern erklärt das schweizerische Wort « Nation » gemäss der Einstellung des allgemeinen Deutschen Sprachvereins als Fremdwort, wie es seine treuesten Anhänger, die « eidgenössischen Nationalsozialisten », schon immer tun, um deren Freundschaft wir den Sprachverein gewiss nicht beneiden.

Wir haben nichts gegen eine vernünftige Sprachreinigung. Wo sie aber das Ausland diktiert, wo sie aber « Entwelschung » und « sprachliche Gleichschal-

tung » bedeutet, ist sie ein Eingriff in unser schweizerisches Volkstum ! Worte, die unser ganzes Volk kennt und spricht, sind keine Fremdwörter ! Es ist erfreulich, dass diese Erkenntnis als ein Teilstück unserer geistigen Landesverteidigung in unseren jungschweizerischen Bewegungen, wie der Bund « Neue Schweiz » und die Zürcher Jungdemokraten, Eingang gefunden hat. Uns beseelt nicht Hass gegen irgendein Nachbarvolk, sondern wir kämpfen nur um die Befreiung unseres ureigenen Volkstums von ausländischen Bindungen, um die Vertiefung unseres eidgenössischen Nationalbewusstseins !

Adolf Frei,
Präsident des Schweizer Schutzbundes.

B R U D E R

Von Emil Gerber

Wenn ich in meines Nachbars Augen schaue,
Dann fühl ich durch mein ganzes Wesen,
Bruder,

Auch dir zerbrach das Leben Mast und Ruder,
Der Jahre Wasser fault in deine Taue.

Unendlich ist das Meer, durch das wir gleiten.
Morsch knackt des Schiffs Gebälk, wir
werden blasser

Und schauen müde sinnend auf das Wasser,
Auf das die Winde ihren Namen schreiben.

Die Welt ist nicht mehr laut, liegt fern
versunken.

Kaum wissen wir noch, wie das Ufer war.
Was wir besassen, hinter uns ertrunken.

Uns blieb nur, was uns Leid und Schmerz
gebar.

Wir treiben, Bruder, einsam und vergessen
Aus diesem Raum, den tausend Uhren
messen.